

Wahrnehmen können: Jugendarbeit und informelle Bildung.

Prof. Dr. Burkhard Müller

Vortrag im Rahmen der wienXtra-ifp Tagung

„Jugendarbeit und Bildung. Doing Education?!“

11.10.2011, Bildungszentrum der AK Wien

Gliederung

1. Hat Jugendarbeit einen Bildungsauftrag?
2. Was heißt hier Bildung und was informelle Bildung?
3. Wie kann Jugendarbeit ihre Bildungsrelevanz selbst erkennen und andere davon überzeugen?
4. Was muss man /frau dafür können?
5. Wie kann man die Bildungsrelevanz von Jugendarbeit darstellen im Sinne von: nach außen hin sichtbar und anerkannt machen?

1. Hat Jugendarbeit einen Bildungsauftrag?

Gegenfrage: Was sollte denn sonst ihr Auftrag sein? Darauf gibt es viele Antworten.

z.B.:

- verhindern, dass Jugendliche störend in der Öffentlichkeit herumlungern
- Kriminalprävention als Außendienst der Polizei
- Freizeitanimation und Programmdirektion für ein jugendliches Stadtimage
- Sozialarbeit, die chancenlosen Jugendlichen Impulse und Motivationen gibt, doch noch den Sprung in die Arbeitswelt zu schaffen
- Pausenfüller und Entspannungsprogramm für die Ganztageschule
- Anlaufstelle, Zoowärter und Dompteur für jugendliche Aussenseiter, die sonst niemand haben will und brauchen kann

und so weiter.

Wer mit solchen Antworten zufrieden ist und wem reicht, sie einigermaßen zu bedienen braucht über einen Bildungsauftrag der Jugendarbeit nicht weiter nachzudenken. Nur wer meint, das kann nicht alles gewesen sein; nur wer meint, Jugendarbeit müsse selbst sagen können, was sie eigentlich selber will, wie sie – im Unterschied zu allen von außen an sie gestellten Erwartungen – ihre Ziele und

Zwecke definiert, nur der oder die muss klären, was Jugendarbeit mit Bildung zu tun hat.

1. These: Jugendarbeit redet heute über Bildung aus der Defensive heraus. Über Bildung reden heißt: Öffentlich legitimieren, was Jugendarbeit überhaupt soll.

Wenn heute öffentlich überhaupt noch über Jugendarbeit geredet wird, dann wird meist über ihre Abschaffung geredet. In Deutschland jedenfalls reden zwar alle von mehr Bildung. Das Land sei als zukunftsfähiger Standort gefährdet, meint auch der Arbeitgeberverband, wenn qualifizierte Bildung nicht viel früher anfangen, Schulen mehr und effektiver die in Zukunft gefragten Kompetenzen vermitteln. Mag ja alles gut und richtig sein. Merkwürdig ist nur, dass von mehr Vorschule geredet wird, weil bei den 15 Jährigen der Graben zwischen denen, die es schaffen und denen, die es nicht schaffen und bei den qualifizierten Arbeitsplätzen ausfallen immer größer wird. Was das mit den Schulerfahrungen und dem alltäglichen Leben der 15 Jährigen zu tun hat, interessiert kein Schwein, außer wenn sie auffällig werden und Prävention von noch Schlimmerem gefragt ist. Jugendarbeit und Jugendkulturarbeit, die etwas anderes will interessiert da nicht.

2. Was heißt hier Bildung und was informelle Bildung?

Als Sozialpädagoge schlage ich als Ausgangspunkt die Definition des Sozialphilosophen und „Kathedersozialisten“ Paul Natorp vor. Vor über 100 Jahren hat er jene Art von Denken und Handeln als „sozialpädagogisch“ definiert, in dem *die sozialen Bedingungen von Bildung und die Bildungsbedingungen des Sozialen als Einheit begriffen werden. des Sozialen als Einheit begriffen werden.* Wenn heute von „informeller“ oder nonformaler Bildung die Rede ist, z.B. im 12. Jugendbericht der deutschen Bundesregierung (2005) oder wenn Bildung als „Teilhabe-fähigkeit“ definiert wird (Liebau 2002), dann ist das nur eine Wiederentdeckung dieses Gedankens.

Johann Heinrich Pestalozzi hat, noch 100 Jahre vorher, es noch einfacher gesagt, indem er darauf hinwies, dass eben nicht nur die absichtsvolle Erziehung, z.B. in der Schule, bildet, sondern, dass auch das Leben, das Menschen, insbesondere Kinder führen oder führen müssen bildet – oder eben missbildet. Gerade weil er genau beobachtete, dass vielen Menschen seiner Zeit mehr als ein gerade noch überleben, wenn nicht vegetieren möglich war, wusste er, dass die Bildung durch das Leben entscheidet. Ist sie nur Missbildung, nur Misere, so kommt alle Bildung nicht dagegen

an; umgekehrt aber ist auch alle so genannte Bildung nur Missbildung – bestenfalls Halbbildung (Adorno) – die nicht zu einem Leben führt, das Menschen, wie Pestalozzi sagt, ein dreifaches ermöglicht:

- ihrer Natur gerecht zu werden,
- einen anerkannten Platz in der Gesellschaft zu bekommen
- und „Werk ihrer selbst“ zu werden, also selbst sagen zu können: „Das bin ich und das will ich sein!“

Nichts anderes als die möglichst gelungene Verbindung dieser drei Elemente ist Ziel aller Bildung. Leider ist das gerade heute alles andere als einfach, besonders für die mit den relativ schlechten Karten. Und zwar nicht wegen dem, was Schule und Elternhaus tun, als durch das, was sie nicht tun, oder vielmehr nicht tun können. Dass die Bildungschancen derjenigen Jugendlichen am schlechtesten sind, bei denen der Einfluss von Schule und Elternhaus radikal geschwächt sind, ist leicht zu belegen (Thimm 2000). Frühförderung und Stützkurse sind da gut und schön. Aber sie sind rausgeschmissenes Geld, wenn gleichzeitig die Ungleichheit *während* der Schulzeit wächst. Und zwar nicht, weil das schlecht wäre, was die Schule anbietet, sondern weil sie mit ihrem Angebot die einen erreicht – und die andern, die es am nötigsten hätten, eben nicht, oder zunehmend weniger. Das Schöne dabei ist: Immer die andern sind dran schuld: Die Jugendlichen selbst, oder die Eltern, oder auch die Medien und die hohe Politik. Ob solchen nicht mehr erreichten Jugendlichen das Erwachsenwerden gelingt, wird dann nur noch bestimmt einerseits vom Zusammenspiel zwischen den Jugendkulturen und der globalen Medienindustrie; und andererseits davon, wie die Selbstbilder und Hoffnungen der Jugendlichen mit ihren Erfahrungen sehr begrenzter Realisierungschancen überhaupt noch zusammenpassen. Der große Österreicher Siegfried Bernfeld (1931) hat schon von 80 Jahren beschrieben was passiert, wenn beide nicht mehr zusammenpasst: Jugendliche koppeln sich mangels Aussichten von der Erwachsenenengesellschaft ab, weil sie finden, es lohne sich für sie gar nicht mehr, sich anzustrengen um erfolgreiche Erwachsene zu werden.: Die Hoffnung darauf, dass schlechte Chancen kompensieren kann, wer sich nach der Decke streckt und realistisch kleine Brötchen backt funktioniert nur bei entsprechender Unterstützung. Die kriegt die Mehrheit der Jugendlichen ja auch (Shellstudien). Nur eben gerade die nicht, bei denen es darauf ankäme. Nämlich gerade dort, wo die Chancen vergleichsweise schlecht sind, die zentrale Doppelaufgabe zu bewältigen, die nach

Hurrelmann u.a. (1985) heute mehr oder weniger allen Jugendlichen abverlangt wird: Erstens „als schöpferische Konstrukteure ihrer Lebenswelt (zu) agieren“ (ebd. 26) und, zweitens „einen völligen Neuaufbau ihrer personalen Identität in einer Zeitspanne (zu) bewältigen, in der von ihnen mit massivem Nachdruck zugleich soziale Integrationsleistungen, nämlich soziokulturelle Anpassungs- und ökonomisch relevante Qualifizierungsanforderungen verlangt werden“ (ebd. 27).

Die entscheidende Frage, die Jugendarbeit aber auch Schule an sich selbst wie auch an die lokale Umwelt zu stellen hat ist deshalb: *Kann es sich die Gesellschaft leisten, eine große Zahl von Jugendlichen mit dieser doppelten Aufgabe allein zu lassen und sich erst um sie zu kümmern, wenn sie daran gründlich gescheitert sind? Und kann sie es sich leisten, sich für Jugendliche schlicht nicht zu interessieren, solange sie keine Probleme machen?*

Wie aber Bildung durch Bildung (Schule, Lehre etc.) und Bildung durch das Leben zusammenkommen, was geschehen muss, dass sie sich nicht gegenseitig blockieren oder gar negativ verstärken und warum diese Gefahr gerade bei der Kundschaft von offener und Jugendarbeit besonders groß ist: Das ist die Kernfrage aller Diskussionen über formale, non-formale und informelle Bildung.

Das ist die Behauptung, die es offensiv zu vertreten und einzulösen gilt: Jugendliche brauchen Jugendarbeit, wenn ihnen außerhalb der Familie (und vor allem wenn die selbst in Trouble ist) Menschen und Orte fehlen, bei denen sie nicht zu irgend einem gesellschaftlich besonders erwünschten Ziel gebracht – oder sie von etwas besonders Unerwünschtem abgehalten werden sollen -, sondern an ihnen als ganzen Menschen interessiert sind und daran

- „sie in allem zu unterstützen, was Experimente der Selbstbestimmung fördert, in dem was Jugendliche selbst wollen, wenn sie ganz bei sich sind und nicht in sich gespalten oder desorganisiert durch Gefühle von Schuld, Unterlegenheit, Isolation oder Furcht“ (Barnes 1948 zit. nach Young 1999 übers. BM.). (Das schrieb die Jugendarbeitspionieren Barnes vor 70 Jahren. Aus dieser englischen Tradition stammt der Begriff Jugendarbeit (youth work) statt Jugendfürsorge oder Jugendpflege) (Müller 2006).

Für das und nichts anderes steht Jugendarbeit. Und wenn sie das tut ist sie ein exemplarisches Feld non-formaler Bildung.

3. Wie kann Jugendarbeit ihre Bildungsrelevanz selbst erkennen und andere davon überzeugen?

Es geht dabei um 3 Fragen:

Wie geht das, „Bildung in der Jugendarbeit zu „machen“, zu gestalten, zu vermitteln?

Was muss man dafür können?

Wie kann man die Bildungsrelevanz von Jugendarbeit darstellen, im Sinn von: nach außen hin sichtbar und anerkannt machen?

Zu 1: Wie kann man „Bildung“ in der Jugendarbeit „machen“, gestalten, vermitteln?

Die Antwort ist leider – oder auch zum Glück: *Das kann man überhaupt nicht*. Bildung ist, jedenfalls in der Jugendarbeit kein Gut, das man „vermitteln“, kein besonderes Angebot, das man „gestalten“, keine pädagogische Wirkung, die man „machen“ kann. Bildung (oder auch Bildungsmangel) in der Jugendarbeit ist vielmehr das, was die Jugendlichen selbst aus dem machen (keineswegs nur bewusst, möglicherweise erst später), was die Jugendarbeit macht, gestaltet und vermittelt. Es ist also einerseits ein Missverständnis, zu meinen, „Bildungsarbeit“ sei etwas, was Jugendarbeiter zusätzlich zu ihren sonstigen Aufgaben (Freizeit-Räume anbieten. Spiel, Spaß, Tips, Action, Verwalten des Ganzen) *auch noch* machen soll. Andererseits ist es zu eng, die besonderen Projekte kultureller Art oder auch solche, die politische Partizipation ermöglichen oder gar kritisches Bewusstsein vermitteln können mit dem Bildungsangebot gleichzusetzen. So schön und wichtig erfolgreiche Projekte sind, sie sind auch sehr mühselig. Das Bildungsangebot nur darin zu sehen heißt, die Sahnehäubchen mit dem Kuchen zu verwechseln.

Wir haben z.B. in unserm Buch „Wahrnehmen können“ (Müller/Schmidt/Schulz 2005), eine Mitarbeiterin interviewt, die von einer über Mädchenarbeitsprojekten frustrierten Kollegin erzählte:

„Ich weiß von W., dass sie da schon ein bisschen enttäuscht drüber ist, also sie hat gerade was jetzt das Thema Menstruation angeht bei Mädchen oder so Frau werden, ne, Frauenarzt, hat sie da ganz am Anfang, als ich hier angefangen habe, öfter mal was versucht zu machen, hat sich ganze Pakete vom Gesundheitsamt kommen lassen oder den Koffer, den die haben beim Gesundheitsamt und wollte da was anbieten und war auch recht enttäuscht denn darüber, wie schlecht das bei den Mädchen ankam das Thema. Gerade weil es ja nun mal ein offenes Angebot ist, es

ist Freizeitbereich, da kommen die Mädchen natürlich nur zu dem, was sie interessiert, ne, wo der Anreiz ist, ja das mach ich. Und das weiß ich, dass sie gerade was dieses Thema angeht, irgendwie schon ein-zweimal enttäuscht gewesen ist darüber.“

Gleichzeitig können wir aber zeigen (ebd. Kap 5, Rose/Schulz 2007), dass in Einrichtungen der offenen Jugendarbeit alles, was mit Sexualität und Beziehung zum eigenen und anderen Geschlecht zu tun hat, den Jugendlichen ständig präsent ist und fast alle Aktivitäten durchdringt. Gerade weil die Mädchen (und Jungen) dies Thema ständig inszenieren können sie es oft nicht leiden, wenn man es „pädagogisch“ an sie heranträgt. Was bedeutet das für das Verständnis von informeller Bildung?

Nicht alles, was Jugendarbeit macht ist auch schon Bildungsarbeit. Förderung informeller Bildung heißt vielmehr – und das ist auch die Quintessenz von unserem Buch: Den Blick auf die Jugendlichen Nutzerinnen und Nutzer zu richten und alles, was Jugendarbeit macht, gestaltet und vermittelt daraufhin zu beobachten, welche Bedeutungen es für sie gewinnt. Was Jugendarbeit „macht“, das ist zum Beispiel: Räume auf und wieder Zuschließen, ihre Nutzung nur begrenzt kontrollieren, sich als erwachsener Partner erkennbar und angreifbar machen, Spiele anbieten Regeln aushandeln, Probleme mit der Umwelt oder dem Träger vermitteln Projekte anleiern und, und, und. Die Bildungsaufgabe der Jugendarbeit stellt sich *im Medium all dieser Tätigkeiten* und nicht in einer Spezialaufgabe jenseits davon. Aber nicht das bloße Besorgen all dieser Aufgaben ist schon bildende Tätigkeit. Nur wer all das, was je nach besonderer Lage, zum Job einer Jugendarbeiterin gehört

a) ordentlich besorgen und managen kann und

b) aus der Perspektive der Jugendlichen selbst wahrnehmen und darauf reagieren kann, erst der oder die hat verstanden, was non-formale Bildung in der Jugendarbeit heißt.

4. Was muss man /frau dafür können?

Ordentlich besorgen und managen heißt also nicht, an alles, was man anbietet ein Bildungsschwänzchen dranhängen. Sondern es heißt

- Orte schaffen, wo Kinder und Jugendliche sich sicher und wohl fühlen, als Gäste geschätzt und willkommen, aber auch mit so viel als möglich Nahrung

für Neugier, Herausforderung für's selber Machen, an Grenzen stoßen und sie überwinden

- Zugehörigkeit ermöglichen durch persönliche Zuwendung, die aber nicht klebrig ist, die erwachsen ist, die Jugendliche so akzeptiert, wie sie sind, ohne dass sie sich durch besondere Leistungen ausweisen müssen und doch Ecken und Kanten zeigt, sich nicht hinter dienstbarer Höflichkeit oder formalen Aufpasserrollen versteckt
- Akzeptanz für Regeln schaffen, aber ohne Demütigung
- Sachwalter für Jugendliche in der Öffentlichkeit sein – und notfalls Vermittler zwischen den Fronten, ohne die Jugendlichen in Watte zu packen. Wir (Müller/Schmidt/Schulz 2005) behaupten und zeigen aber: All das wird erst dadurch zur Gelegenheit der Förderung der informellen Selbstbildung Jugendlicher, dass es begleitet ist von einer eingeübten Kunst der Wahrnehmung - der Jugendlichen, aber auch des eigenen Umgangs mit Jugendlichen. Hier noch ein Beispiel aus einem anderen Forschungsprojekt in dem eine Mitarbeiterin diese Aufgabe sehr genau beschreibt. Sie sagt

Ich seh' mich in erster Linie als Hausleitung. Was auf den ersten Eindruck hin wie eine Selbstdefinition als Hausmeisterin klingt, zeigt sich in den weiteren Erläuterungen als klug reflektiertes Konzept einer „sozialraumorientierten“ Pädagogik. Absolute Priorität habe für sie, dass das Haus funktioniert und dazu gehören ebenso Servicefunktionen (da müssen Getränke da sein, da muss Essen da sein) wie alle Arten von Vorhalteleistungen, worunter sie alle Tätigkeiten versteht, um dieses auch attraktiv zu machen. Dazu gehört ein Gesamtblick, der nach dem Prinzip verfährt:

„Der Schutz der Mehrheit und die Verfügbarkeit einer Einrichtung für möglichst viele steht bei mir deutlich über der Hilfe für Einzelne. Also des isch bei mir klar, hat bei mir klare Priorität und ich (,) klar mach ich au Einzelfallgeschichten unterstütz einzelnen (...) in unterschiedlichem Umfang aber die Wichtigkeit hat zunächst für mich mal die Einrichtung als solche (...) auch aus Sicht der Öffentlichkeit; also mir isch auch Öffentlichkeitsarbeit sehr wichtig. Mir sind Kooperationen sehr wichtig; ich möchte nicht hier als Inselstaat unter andern Inseln leben, sondern ich möchte hier Teil von nem (...) gesamtstädtischem Konzept sein oder einfach (...) in diesem Netzwerk beheimatet sein.“

b) Was heißt wahrnehmen können? Praktiker werden sagen: ‚Die Kundschaft beobachten, das tun wir doch ständig; oft wir laufen ihnen geradezu nach und sind froh, wenn sie wenigstens ein bisschen was von dem akzeptieren, was wir mit ihnen wollen.‘ Aber es geht überhaupt nicht ums Nachlaufen und auch nicht um die Akzeptanz, *sondern darum, sich selbst und das eigene Angebot, aber auch das Verhalten der Jugendlichen aus deren Perspektive sehen und darauf reagieren zu können. Und das ist, so unsere Eindruck, überhaupt keine selbstverständliche Fähigkeit unter JugendarbeiterInnen, Es ist vielmehr die Fähigkeit derjenigen, die nach unserer Beobachtung besonders gute Arbeit machen.*

Zwei Beispiele aus unserem Forschungsprojekt

Die Mitarbeiterin T. und ich sitzen im OT an einem Tisch und unterhalten uns. Ein jüngeres Mädchen kommt zu uns an den Tisch und begrüßt uns. T. fragt, ob sie heute schon im Computerraum war. Nein, noch nicht, fragt, ob wir auf ihre Cola und ihr Geld aufpassen und rennt los. Einen Augenblick später kommt sie wieder zurück und setzt sich, ohne etwas zu sagen. „Sitzen da wieder die Jungen?“ fragt T. – „Ja“ – „Getraust Du Dich nicht zu fragen, ob Du auch ran darfst?“ – „Mhm.“. T. steht auf und geht mit dem Mädchen, ohne viel zu sagen, los zum Computerraum. Ich sehe, dass sie aber nur im Türrahmen stehen bleibt und das Mädchen allein reingeht. Zu alldem sagt T. nichts, ist einfach nur da. Offenkundig ist T. klar, wie weit sie das Mädchen begleiten muss und welche Schritte sie dann allein zu gehen hat. (KL1, MS)

„Ein Junge kommt hinzu und bekommt mit, dass das Mädchen gerne Thekendienst auch in Zukunft machen will. Sie bringt im Gespräch ihren Freund mit ins Spiel und er sagt „Welcher Freund? Meinste wohl deine fünf Finger.“ T. (Pädagoge) lacht zuerst laut auf, sagt „Was’n das für n Spruch, Mensch, bist du Scheiße.“ Der Junge ist etwas irritiert. Dann kabbeln sich beide, T. sagt, dass er solche doofen Machosprüche hier nicht hören will, weil er das respektlos findet, während der Jugendliche sich teils flapsig, teils ernst versucht aus der Situation zu herauszuwinden.“ (KS1, MS)

Als Thesen formuliert

1. These. *Unterstützung informeller Bildungsprozesse beginnt nicht mit Bildungsangeboten, sondern mit aufmerksamer Präsenz und Begleitung dessen, was Jugendliche in ihrem Umgang mit Jugendarbeit tun.*

2. These. Jugendarbeit sollte sich überhaupt zuerst und konsequenter als eine Pädagogik des Antwortens und erst nachgeordnet als eine Pädagogik des Anbietens verstehen.

3. These. Die Bildungsbedeutung von Angeboten der Jugendarbeit ergibt sich nicht als den Zielen, die Pädagogen den Angeboten zuschreiben, sondern aus der Art des Gebrauchs, den Jugendliche davon machen und aus den Antworten, die Pädagogen darauf geben .

Zur 3. These noch ein Beispiel:

Wenige Zeit später, wir sitzen im Cafe, spricht er einen älteren türkischen Jugendlichen an, ob er ein Instrument spielen kann. „Blockflöte!“ Ich muss schmunzeln, da ich mir so etwas schon gedacht habe. T. erzählt von seiner Bandidee und den Instrumenten, die er kaufen wird und fragt ihn, ob er Lust auf so was hätte – „Ja, warum nicht!“. Ein weiterer türkischer Jugendlicher kommt vorbei, den T. schon sehr gut kennt und ruft zu ihm „H., spielst du ein Instrument?“ – „Blockflöte“ – alle lachen – T. „Ja, und spielst du neben der Arschgeige, die du jeden Tag spielst noch was anderes?“ – „Darmflöte.“ (KS1, MS)

5. Wie kann man die Bildungsrelevanz von Jugendarbeit darstellen im Sinne von: nach außen hin sichtbar und anerkannt machen?

Die erste Antwort auf diese Frage denke ich schon gegeben zu haben. Ich meine: Nur wer genau wahrnehmen kann und beschreiben kann, was in der Jugendarbeit mit den Jugendlichen - und aus der Perspektive von Jugendlichen gesehen - passiert, kann auch in der lokale Öffentlichkeit selbstbewusst auftreten und versuchen, dafür Interesse und Akzeptanz zu gewinnen. Zugegeben: das ist nicht leicht, wie übrigens bei jedem komplizierteren professionellen Geschäft, das eben nicht jeder versteht. Deshalb sollten Jugendarbeiter nicht so empfindlich sein, wenn ihnen Nichtfachleute dumm dazwischen reden, sondern dies eher als Gelegenheit betrachten, ihre Arbeit zu legitimieren. Deswegen ist es aber auch wichtig, über Argumentationsstrategien zu verfügen und deren Chancen einschätzen zu können. Mir scheint es in der Literatur zur Jugendarbeit im Ganzen sechs Argumentationsstrategien zu geben, mit denen es möglich ist für Jugendarbeit als Bildungseinrichtung Punkte zu machen. Sie haben aber alle auch Schwächen, die man beachten muss. Ich nenne sie

1. Verweis auf den gesetzlichen Auftrag
2. Verweis auf den Unterschied von Erziehung und Bildung
3. Verweis auf die Bildungsrelevanz der Raumeignung durch Jugendliche
4. Verweis auf die Notwendigkeit der Ergänzung von Familienerziehung
5. Verweis auf die Zukunftschancen von Gemeinden

Zu 1: Gesetzlicher Auftrag

Das ist in Österreich schwierig. Denn einen klaren Auftrag zur Jugendarbeit und Jugendbildungsarbeit, wie er in Deutschland im § 11 des 8. Sozialgesetzbuches steht, gibt es offen bar nicht. Ich kann Ihnen da mangels Kenntnis also nicht raten, sondern nur empfehlen, sich darum zu kümmern, wie Sie davon wegkommen, von Almosen der öffentlichen Hand zu leben (falls sie grade was übrig hat). Warum Österreich im Vergleich zu Deutschland z.B. ein viel besseres Therapieversorgungsgesetz hat aber für außerschulische Pädagogik nichts, ist für mich rätselhaft. Für besondere Zielgruppen scheint es schon eher was zu geben – im Jugendhilfegesetz.

Das Problem dabei ist, dass, wer Zielgruppe sagt nicht vermeiden kann, dass „Problemgruppe“ gehört wird, gerade auch von den angesprochenen Jugendlichen selber. So wichtig Angebote mit solchen Zielperspektiven sich sind, so sehr scheint doch nach unserer Beobachtung der insgesamt bescheidene Erfolg von Mädchenarbeit, Jungenarbeit, Migrantenpädagogik damit zusammenzuhängen, dass die Angesprochenen es meist überhaupt nicht schätzen, als besondere Problemgruppe zum Thema zu werden, sondern einfach als ganz normale Jugendliche wahrgenommen werden wollen, aber natürlich in ihrer besonderen Eigenart respektiert.

Zu 2: Bildung ist nicht Erziehung

Die zweite Strategie ist, zu sagen, wir erziehen die Jugendlichen nicht, sondern wir arbeiten „subjektorientiert“ (Scherr 1997), wir tun nichts anderes, als Jugendlichen Möglichkeiten zu bieten, ihre eigenen Möglichkeiten zu erproben und so selbst bestimmt als möglich zu handeln. Das ist, unter Fachleuten gesagt, völlig richtig. Denn Jugendarbeit hat, wie beschrieben, tatsächlich überhaupt keine andere Möglichkeit. Gerade deshalb aber scheint es mir nicht besonders klug zu sein, wie in der deutschen Fachdiskussion üblich, zu sagen, wir lehnen es ab, Jugendliche zu

erziehen, sondern wir machen Bildungsangebote: Kein Schwein, außer den Fachleuten, versteht, was der Unterschied sein soll, gerade auch die Jugendlichen nicht. Diese fühlen vielleicht den Unterschied (etwa zwischen der Art wie sie in der Schule oder im Elternhaus und wie sie in der Jugendarbeit behandelt werden). Und wenn sie da einen positiven Unterschied spüren, dann kann Jugendarbeit getrost davon ausgehen, dass sie auch etwas Positives bewirkt, wenn auch vielleicht erst längerfristig sichtbar. Aber damit Reklame machen sollte sie nicht.

Zu 3 : Raumaneignung durch Jugendliche als Bildung

Raumaneignung, Raumorientierung ist, etwa wenn man das Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit 2005, demnächst in Neuauflage) konsultiert, das derzeit dominierende Rahmenkonzept für Jugendarbeit. Wahr ist dass die Chancen zur Aneignung und Mitgestaltung sozialer Räume für Kinder und Jugendliche zugleich mitentscheidend für ihre Bildungschancen sind. Und auch, dass Jugendarbeit eher indirekt, eher durch ihr Gestalten von sozialen Räumen wirkt, als durch direkte Versuche der Beeinflussung.

Aber nicht die bloßen Räume wirken. Deshalb gehen Böhnisch u.a. (1998) mit ihrem Konzept „Jugendarbeit als Lebensort“, zu recht davon aus, die Bildungswirkung von Jugendarbeit bestehe vor allem darin besteht, dass hier zwei Milieus gleichberechtigt, wenn auch spannungsreich aufeinander treffen und miteinander auskommen müssen. Das jugendkulturelle Milieu diverser Cliques und Szenen – *und* das von der Jugendarbeit geschaffene pädagogische Milieu, die sich aneinander abarbeiten und dadurch gegenseitig erwünschte Öffnungsprozesse in Gang setzen. Es ist allerdings wohl kein Zufall, dass das zur Legitimation in kleineren Städten Gemeinden besser funktioniert. Da weiß man noch eher, dass es auch um die eigenen Kinder geht. In Großstädten wird Jugendarbeit leichter zum Entsorgungspark umdefiniert: Egal, was die machen, solange sie nicht öffentlich stören.

Zu 4 : Notwendigkeit der Ergänzung von Familienerziehung

Dass Fachkräfte der Jugendarbeit die Rolle von „öffentlichen Vätern und Müttern“ übernehmen müssen hat Götz Aly (1977) schon vor über 30 Jahren zum Thema gemacht. Er schrieb der Jugendarbeit damals gegen ihre damals etwas wilden Ideale ins Stammbuch, sie müsse vor allem benachteiligten Jugendlichen helfen „mit aufrechtem Gang erwachsen zu werden“. Das ist heute wieder sehr aktuell. Bloße

Freiheiten der jugendkulturellen Entfaltung zu ermöglichen, wird oft nicht mehr als Freiraum erlebt – von dem sie eh genug haben - sondern als alleine gelassen werden. Gut ist auch das Argument, dass Jugendliche mehr denn je auch außerhalb der engen Familie ganzheitliche und nicht nur auf spezielle Funktionen zugeschnittene Erfahrungen der Begegnung mit Angehörigen anderer Generationen brauchen- nichtelterliche Erwachsene. Lehrer sollten das auch sei, aber Jugendliche erleben sie meist nur als Funktionsträger, aber nicht als Erwachsene, denen sie vertrauen, an denen sie sich aber auch abarbeiten können. „Generativität“, wie Vera King (2002) das nennt, oder, etwas altmodisch ausgedrückt, Väterlichkeit und Mütterlichkeit in einer öffentlichen Sphäre, die „Sympathie mit der Unreife“ hat, aber sie nicht ins Leere laufen lässt ist eine knappe Ressource geworden; übrigens – trotz allen Peergruppen – auch „Geschwisterlichkeit“. Wenn man einen Blick dafür hat, wie viele Jugendliche, auch scheinbar privilegierte Jugendliche, gerade auch männliche Jugendliche es nicht mehr schaffen auch seelisch wirklich erwachsen zu werden, dann kann einem schon Angst werden. Jedenfalls kann man daraus gute Argumente ziehen für die Unentbehrlichkeit von Jugendarbeit.

Höchstens ein Problem für die berufstätigen Fachkräfte ergibt sich daraus. Sich als „andere Erwachsene“, als „Duz-Erwachsene“ (Müller u.a.) außerhalb der Familie Kindern und Jugendlichen anzubieten ist für sich genommen eigentlich keine Profession. Man kann dann immer sagen: Engagierte Laien, etwa in den Vereinen, können das genau so gut, oder besser. Deshalb darf m.E. diese Legitimation als „öffentliche Väter und Mütter keinesfalls als Reduktion von Jugendarbeit auf die Beziehungsebene verstanden werden. Gerade unter dieser Perspektive ist Jugendarbeit Infrastrukturarbeit.

Zu 5: Zukunftschancen von Gemeinden

Diese letzte Legitimationsstrategie (Müller 1989, 2006) blickt gar nicht auf die Interessen von Jugendlichen, sondern dreht den Spieß um. Sie fragt, was eigentlich passiert, wenn das, was sich manche als Erfolg von Jugendarbeit wünschen, tatsächlich eintritt: Wenn Jugendliche – deren Anzahl eh immer geringer wird – tatsächlich keinen Störfaktor mehr bilden, weg von der Straße sind, alle ruhigen Beschäftigungen zugeführt, oder aber in speziellen Behandlungen betreut werden. Den meisten Kommunalpolitikern ist vielleicht nicht klar, dass dies den Tod auf Raten für ihr Gemeindeleben bedeutet. Jugendliche können sich einrichten, wenn sie nur

ihren privaten Kreis einerseits und Zugang zu den von der globalen Medienindustrie bereitgestellten Erlebniswelten andererseits haben. Aber Gemeinden haben dann nur noch Bewohner, aber keine Bürger mehr. Es gibt genug Belege dafür: Fast alle, die sich öffentlich und ehrenamtlich engagieren kommen aus dem „Durchlauferhitzer“ Jugendarbeit.

Es geht also bei der Legitimation des Bildungsauftrages von Jugendarbeit keineswegs darum, bei der Kommunalpolitik immer schön „bitte, bitte“ zu machen oder die bedrohlichen Folgen auszumalen, die entstehen, wenn Jugendarbeit nicht die demnächst kriminellen bösen Buben „von der Straße“ holt. Es gilt vielmehr, an das Eigeninteresse der Gemeinden und ihrer Vertreter zu appellieren, zu mindest bei denen, die ein bisschen über den Tag hinaus denken können. Das verlangt eine schwierige Vermittlerrolle: Einerseits Glaubwürdigkeit nicht als Berufsjugendlicher, sondern auch als loyaler Stadtbürger und Mitarbeiter; andererseits Glaubwürdigkeit gegenüber den Jugendlichen als Vertreter einer Gemeinde oder Stadt, die sie als Bürger ernst nimmt, ohne sie gleich auf Bürgerlichkeit festzunageln.

Fazit

Es geht bei Bildungsarbeit nicht um eine neue Spezialaufgabe der Jugendarbeit. Überhaupt nicht darum, etwas ganz anders zu machen, als Sie es bisher gemacht haben. Ich möchte Sie eher dazu auffordern, das was Sie bisher gemacht haben – und auch das, seitens der Jugendlichen oder Anderen mit Ihnen gemacht worden ist – genauer als bisher anzuschauen: Neugieriger, gelassener, vielleicht auch mit mehr Selbstdistanz oder sogar Humor. Ich zitiere zum Schluss noch einmal (Müller u.a. 2005:35) unsern Stand der Erkenntnis, was wir als Grundbedingung erfolgreicher Jugendarbeit mit Bildungsanspruch in der Praxis beobachtet haben und glauben beschreiben zu können:

„Wir wissen noch zu wenig, was Förderung informeller Bildung ist, halten aber für evident, dass wir das nie wissen werden, ohne sehr viel genauer als üblich wahrzunehmen, was Jugendliche in Orten der Jugendarbeit tun, was der Umgang mit ihr für sie bedeutet, wobei sie sich wohl fühlen, welche Aktivitäten sie erkennbar stark involvieren und, welche Formen und Themen des Selbstausdruckes dabei sichtbar werden; und auch genauer als üblich wahrzunehmen, was Jugendarbeiter dazu

beitragen dass all dies geschieht – oder auch erkennbar versäumen, dazu beizutragen“.

Literatur:

Aly, G.: Wofür wirst du eigentlich bezahlt? Berlin: Rotbuch 1977

Bernfeld, S. (1931): Die Tantalussituation In: ders. Ges. Werke B1 11. Weinheim: Beltz 1996

Böhnisch, L. u.a. (Hrsg.): Jugendarbeit als Lebensort. Weinheim: Juventa 1998

BMFSFJ: 12. Jugendbericht 2005 (Zugänglich über www.bmfsfj.de)

Cloos, P., Köngeter, St., Müller, B., Thole, W.: Die Pädagogik der Kinder und Jugendarbeit. 2. Aufl. 2008 Wiesbaden: VS Verlag

King, V.: Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Wiesbaden: VS 2002

Liebau, E.: Jugendhilfe, Bildung, Teilhabe: Bildung als Teilhabefähigkeit: In: Münchmeier, R. Rabe-Kleberg, U. (Hrsg.): Bildung und Lebenskompetenz: Opladen: Leske und Budrich 2002

Müller, B.: Auf'm Land ist mehr los. Jugendarbeit in Kleinstädten und ländlichen Gemeinden. Weinheim: Juventa 1989

Müller, B., Schmidt, S., Schulz, M.: Wahrnehmen können. Jugendarbeit und informelle Bildung. Freiburg. i.B.: Lambertus 2005

Müller, B.: Jugendarbeit im Spannungsfeld von Bildung und Erziehung. In: Zeitschrift für Sozialpädagogik 4. Jg. 2006 H.4

Müller, B., Thole, W.: Konstitutionsbedingungen und Dynamik (Performanz) sozialpädagogischen Handelns in der Kinder- und Jugendarbeit: Zwischenbericht zu DFG Projekt. Kassel und Hildesheim im September 2005

Scherr, A.: Subjektorientierte Jugendarbeit. Weinheim: Juventa 1997

Thimm, K.H.: Schulverweigerung. Münster: Votum 2000.

Young, K.: The Art of Youth Work. Dorset: Russell House 1999